

Bei uns hat Alter Zukunft! Seniorenfreundliche Kirchengemeinde

I. Vorbemerkung zum Thema: „Bei uns hat Alter Zukunft.“

Das Motto für diesen Prälaturtag klingt zuversichtlich und fröhlich. Vielleicht auch ein bißchen angestrengt und bemüht. Auf den ersten Blick hat Alter mit Zukunft nicht so viel zu tun.

Früher, in der „guten, alten Zeit“, hätte man mit Alter auf jeden Fall andere Bilder verbunden. Weisheit, Gelassenheit, Ehrfurcht und Respekt z.B. – man konnte ja nicht unbedingt davon ausgehen, alt zu werden. Wurde jemand 80, so war das Anlass zum Staunen und zum Wundern.

Aber auch in der guten alten Zeit war das Alter nicht nur ein erstrebenswerter Zustand. Denken Sie nur an die Lesebuchgeschichten und den geschnitzten Löffel des Enkels für den Großvater, der nicht am Tisch essen darf. Wer alt wird, ist immer (und das ist bis heute so) darauf angewiesen, seiner Rechte nicht beraubt zu werden. Das Alter ist ein Prüfstand für die Humanität einer Gesellschaft.

Und jetzt – ganz bewusst – nicht nur in Ihrer Themenformulierung, sondern auch sonst in unserer Gesellschaft: der Wandel, die Umwertung, die Neubewertung. Alter nicht mehr als letzte Lebensphase, als Vorbereiten auf das Ende, sondern als Aufbruch zu neuen Ufern. Ruhestand nicht als Ausruhen auf dem Bänkchen vor dem Haus, sondern als Herausforderung zu neuer Selbstverwirklichung.

„Alter hat Zukunft“ – und das in mehrfacher Hinsicht. Erstens: Eine sehr persönliche: Wir werden selbst immer älter. Zweitens wird es in der Zukunft immer mehr ältere und alte und sehr alte Menschen geben. Und deshalb ist es nur mehr als verständlich, dass wir drittens mit dieser Perspektive nicht nur Düsteres und Vergängliches verbinden wollen, sondern auch ein so positiv besetztes Wort wie Zukunft.

Dass man Zukunft haben will – als Mensch, als Kirche, als Gattung - gehört zu den unhinterfragten handlungsleitenden Maximen.

Deshalb ist „Zukunftsfähigkeit“ das Schlüsselwort jeder Debatte – ganz egal um welches Thema es sich handelt.

Mir selbst ist dieses Wort erst sehr spät begegnet und zwar ziemlich genau vor fünfzehn Jahren. Da kam ich nämlich nach Ulm und wurde sofort in landeskirchliche Veränderungsprozesse hineinverwickelt, die allesamt mit dem Zauberwort „zukunftsfähig“ überschrieben waren.

Im Eifer des Gefechts ist mir lange nicht aufgefallen, wie merkwürdig diese Wortzusammensetzung eigentlich ist und vor allem, wie unhinterfragt dieses Wort gebraucht werden kann. Im alten Europa (nicht nur in einer altgewordenen Kirche) hat die Zukunft respektive die Zukunftsfähigkeit eine Bedeutung gewonnen, die kaum jemand wagt, in Frage zu stellen.

Trotzdem will ich es heute morgen tun.

Zukunft – so die Annahme – kommt zwar von selbst, aber nicht freundlich und hoffnungsfroh, sondern wie eine richtende, strafende Instanz. Vor dem strengen Blick der Zukunft verwandelt sich unser gegenwärtiges Mühen in Stroh oder Gold – je nach dem. Und wer die falschen Entscheidungen heute trifft, wird vom Leben bestraft, weil er zu spät kommt oder weil er an Haltungen, Strukturen, Prozessen festhält, die sich als obsolet herausstellen werden.

Die Zukunft ist eine strenge Richterin. Erbarmungslos wird sie unsere Schwächen offenbaren, unser Zögern und Zaudern überführen, unser Mühen und Schaffen entlarven. Hinterher ist man immer klüger ...

Das Wort „Zukunftsfähigkeit“ ist kein freundliches Wort. Es ist anspruchlich und antreibend und trägt zugleich in sich das Wissen um die Vergeblichkeit aller unserer Bemühungen. Denn was heute als Zukunft erscheint, ist morgen Gegenwart und übermorgen schon längst Vergangenheit und damit überholt.

Es wundert mich deshalb nicht, daß der Mann Mose in seinem großen Lied eigentlich nur eine Bitte hat:

Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden (Ps 90) --- oder etwas genauer übersetzt: Herr, lehre uns, unsere Tage zu zählen, damit unser Herz an Einsicht gewinnt.

Den einzelnen Tag zählen und ernst nehmen - das wäre biblische Einsicht und Weisheit im Blick auf das Leben, das vergänglich ist und nichts Bleibendes schafft. Und insofern ist es auch ganz verständlich, dass die Menschen der Bibel die Zukunft im Rücken haben und auf die Vergangenheit blicken. Das, was gewesen ist, liegt vor einem. Das, was kommt, ist nicht zu überblicken.

Wer klug ist, wer Einsicht hat, sieht, was gewesen ist, und zieht daraus Schlüsse. Die Zukunft aber ist nicht zu erstürmen, nicht vorwegzunehmen. Sie kommt, sie ist da und vergeht und deshalb ist sie ein trügerisches Gebilde. Nicht geeignet, das eigene Handeln, das eigene Tun, das eigene Leben daran zu orientieren.

Die Frage nach der Zukunft ist eine spannende Frage. Ob und wie uns Weichenstellungen gelingen, wird auch davon abhängen, wie es uns gelingt, das gelebte Leben, die gemachten Erfahrungen so einzubringen, dass wir klug werden, dass unser Herz Einsicht gewinnt und wir so bescheiden werden in dem, was wir meinen, in der Hand haben zu können. Unter diesem Vorzeichen will ich das mir gestellte Thema bearbeiten und auf die derzeitige Debatte um die demographische Entwicklung schauen, um daraus dann Konsequenzen für eine seniorenfreundliche Kirchengemeinde zu ziehen.

II. Die demographische Entwicklung

Keine zweite Disziplin wird zur Zeit so sehr bemüht wie die Statistik. Und es scheint, als habe man in Kirche und Kommune die Soziologie wieder einmal entdeckt. Getrieben von der Frage nach der Zukunftsfähigkeit versucht man verlässliche Indikatoren zu finden, die Weichenstellungen heute ermöglichen, die dann später zum Tragen kommen. Dabei ist die Betrachtung der Bevölkerungsentwicklung in Deutschland – ähnlich wie die Statistiken zur Entwicklung des Klimas – durchaus geeignet, Depressionen hervorzurufen.

Was über viele Jahrzehnte, vielleicht auch Jahrhunderte als ein selbstverständliches Auf und Ab erschien, scheint jetzt völlig außer Kontrolle geraten zu sein. Und ähnlich wie das Klima, so ist auch die demographische Entwicklung durch kurzfristige Maßnahmen nicht umzudrehen oder auch nur zu beeinflussen. Im Gegenteil. Das, was heute ist, entfaltet seine volle Wirkung erst eine oder zwei Generationen später.

Was heißt das konkret?

Am 23. Februar 2007 ist in der Südwestpresse ein großer Artikel unter der Überschrift „Baden-Württemberg altert schnell“ erschienen. Die Bevölkerungszahlen sinken insgesamt – in Baden-Württemberg nicht so dramatisch wie anderswo. Anders als im Osten der Republik wird Baden-Württemberg seine Bevölkerungszahlen insgesamt sogar

einigermaßen konstant halten, aber einige Landkreise werden deutlich an Bevölkerung verlieren.

Für die evangelische Landeskirche in Württemberg geht das Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ für das Jahr 2030 von einem Rückgang der Gemeindegliederzahlen auf 85% des heutigen Bestands aus.

Diese Entwicklung hat natürlich Konsequenzen:

Nicht nur für die Kommunen in ihrer stadt- und sozialplanerischen Verantwortung, sondern auch für unsere Kirche. Dabei sind die Entwicklungen nicht überall gleich. Das wird gerade im Blick auf die Altersentwicklung deutlich:

Aufs Jahr 2035 gerechnet wird in Tübingen, Heilbronn und Biberach die Quote der Älteren sehr viel deutlicher ansteigen als anderswo: um 61, 56 bzw. 50% - im Vergleich: der Landesdurchschnitt liegt bei 36%. Der Stadtkreis Ulm wird voraussichtlich der Kreis mit der jüngsten Bevölkerung sein: Der Altersschnitt liegt dann bei 44, 5 Jahren (im Vergleich: 2001 41,3 Jahre). Baden-Baden bleibt die älteste Stadt in Baden-Württemberg mit einem Durchschnittsalter von 49,1 (2001: 46,2).

Ulm wird die einzige Kommune sein, in der im Jahr 2019 ungefähr gleich viel Menschen sterben wie geboren werden.

Nur durch Zuwanderung halten die Kreise ihre Bevölkerungszahlen einigermaßen stabil. Dennoch: 2025 werden auf 100 Erwachsene 97 Senioren oder junge Menschen, die noch nicht erwerbsfähig sind, kommen.

1970 gab es in der Bundesrepublik 6 Millionen Rentner. Heute, im größer gewordenen Deutschland, sind es 18 Millionen. Eine nicht zu übersehende Gruppe von Menschen, die viel Zeit haben und die – so Susanne Gaschke in ihrem Artikel „furchtbar rüstig“ in der ZEIT vom 1.3. 2007 – mit Pubertierenden eines gemeinsam haben, nämlich ihren Hang zur Besserwisserei. „15-Jährige wissen alles, ... ganz genau, moralisch unerschütterlich, weil sie das Leben noch nicht kennen. 60-Jährige wissen alles, weil sie alles schon gesehen haben – und weil gegen den Schatz der anekdotischen Erfahrung kein wissenschaftlicher Befund, keine anders lautende Beobachtung und erst recht keine abweichende politische Meinung Bestand haben kann“. Ich zitiere weiter:

„Die Ruhestandsgeneration ruft leichter die Revolution aus als die notwendig kompromissorientierte Gruppe des erwerbstätigen Mittelalters, deren Angehörige stets abwägen müssen, ob sie für den im Zweifelsfall anzuzettelnden Konflikt – mit dem Schaffner, der Hausverwaltung oder der Öffentlichkeit – überhaupt die nötige Zeit hätten.“

Aber dieses Bild, vielleicht auch das Zerrbild der furchtbar rüstigen Alten wäre zu einseitig. Denn es gibt ja auch die andere Seite.

Alter bedeutet nicht nur Freizeit und Muße, sondern ist auch Zeit der schwindenden Kräfte und der erlahmenden Energie. Die Hochbetagten, die an vielen Krankheiten leiden, die Pflegebedürftigen, die auf die Hilfe anderer Angewiesenen erleben – ganz egal, wie zäh und eigensinnig sie an ihrem Leben hängen – Zeiten und Tage, von denen sie früher gesagt hätten, dass sie ihnen nicht gefielen.

Und ich bin immer wieder überrascht, welches Interesse das Thema „Demenz“ findet. Eine Podiumsdiskussion an einem Samstagabend im Haus der Begegnung in Ulm füllte den Saal mit rund 300 Menschen – zumeist der mittleren Generation. Die Verunsicherung ist gewaltig. Kein Wunder, wenn man bedenkt, dass das Risiko, an Demenz zu erkranken, mit zunehmendem Lebensalter steigt. Bei über 90-Jährigen steigt die Neuerkrankungsrate auf über 10%. Zum Vergleich: Bei 54-Jährigen liegt sie bei 0,01%. Rechnet man die Zahlen bis 2050 hoch, so könnten bis zu drei Millionen dementiell Erkrankter in Deutschland leben.

Was für eine Zukunft!?

Und wer steht dann für das Versprechen ein „Bei uns hat Alter Zukunft“?

Sie haben in Ihrem Anschreiben für diesen Tag zwei Szenarien entwickelt: Den Krieg der Generationen versus das verantwortliche Miteinander der Generationen.

Damit sind jeweils die Extreme benannt, zwischen denen das Leben verläuft. Aber ob uns der an die Wand gemalte Schrecken dazu bringt, ein Harmoniemodell zu favorisieren – das kann ich noch nicht wirklich beurteilen.

Aus diesem Grund möchte ich kurz skizzieren, wie ich Kirchengemeinden im Blick auf die Wahrnehmung von Alter und Alten derzeit erlebe und frage im Anschluss daran, was sich gegebenenfalls verändern müsste, um seniorenfreundliche Kirchengemeinde zu werden.

III. Zur Situation der evangelischen Kirchengemeinden in Württemberg – einige Beobachtungen:

1. Jugendarbeit ist unangefochten immer TOP-Thema und Dauerbrenner. Dass Jugendarbeit nicht mehr so wie früher funktioniert, löst Trauer und Resignation aus, bisweilen auch Zorn auf das Jugendwerk bzw. die Hauptamtlichen Jugendreferent/innen bzw. Pfarrer/innen. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft – dieses der Ideologie des 3. Reiches sich verdankende Diktum – ist nicht mehr aus den Köpfen zu kriegen.
Gleichzeitig mehren sich aber auch Stimmen, die feststellen:
2. Die traditionelle Seniorenarbeit funktioniert nicht mehr automatisch. Oft gibt es ein Team, das sich sehr verantwortlich fühlt und sich bemüht, den kleiner und immer älter werdenden Kreis in großer Treue zu begleiten. Das ist eine wichtige Aufgabe, aber für die Verantwortlichen nicht immer leicht. Sie sähen es gerne, wenn der Kreis wachsen würde und vor allem, wenn jüngere kämen. Aber das funktioniert nicht. Die Gründe dafür kennen wir alle.
3. Die Angebote für jüngere Senioren – meistens etwas verschleiern umschrieben mit 50+ - fußen, wenn sie erfolgreich sind, auf bestehenden Kerngruppen. Z.B. auf einem in die Jahre gekommenen Familienkreis oder auf einer Jugendgruppe, die nicht mehr ganz so jung ist. Für diese Kreise – so meine Beobachtung – ist es wichtig, gemeinsam etwas zu unternehmen: Wanderungen z.B., Ausflüge - auch mehrtägig, Reisen, Vorträge, aber auch alle möglichen anderen Gemeindeaktivitäten. Sie sind aus dem aktiven Gemeindeleben nicht wegzudenken und sind bereit, an vielen Stellen mitzuhelfen und mitzuarbeiten.
4. Faszinierend sind für mich, auch das erlebe ich hin und wieder, sog. Rentner-Gangs, die sich um Kirche und Turm, Außenanlagen und Gemeindehaus kümmern und im handwerklich-praktischen Bereich eine echte Herausforderung sehen.
5. Hin und wieder trifft man auch auf generationenübergreifende Projekte: Konfirmanden geben Computerkurse für interessierte ältere Gemeindeglieder, der Kindergarten ist beim Seniorenkreis zu Gast und umgekehrt lesen Seniorinnen im Kindergarten vor, Tauschbörsen oder Erzählcafés werden in den Gemeinden organisiert. Im PULS-Projekt versucht das Jugendwerk Erwachsene für die Jugendarbeit und die Begleitung von Jugendlichen zu motivieren und zu gewinnen. Sozialführerscheine motivieren Ehrenamtliche ihren Gaben gemäß Einsatzfelder für ihr Engagement zu finden usw. usw.

All diesen neuen Wegen in der Seniorenarbeit ist eines gemeinsam: Sie knüpfen an ein Idealbild des Menschen an: An den schaffenden, tätigen, sich selbst entwerfenden und immer weiter bildenden Menschen. Nicht verhocken, nicht abschotten, nicht passiv

konsumieren, sondern aktiv bleiben, hinausgehen und zu neuen Ufern aufbrechen – das ist das geheime Leitbild für all diese Bemühungen und Versuche.

Der Dia-Vortrag mit Kaffeetrinken ist schon lange nicht mehr das einzige Seniorenprogramm, sondern wird schon längst ergänzt durch eine Vielzahl von Angeboten und Optionen, die so bunt und vielfältig sind wie unsere Multioptionsgesellschaft insgesamt.

Die Rede vom Rentnerstress ist nicht unberechtigt. Und der Appell des Gehirnforschers Manfred Spitzer, Großmütter sollten nicht in die Karibik reisen, sondern ihren Enkelkindern vorlesen, setzt das Bild von aktiven, zukunfts-offenen Alten voraus, die ihre Zeit, ihre Kraft und Energie einsetzen sollten, um etwas Nützliches zu tun.

Damit werden die älteren und alten Menschen zu einer umworbenen Zielgruppe. Nicht nur von der Werbung, sondern von allen Institutionen, die sich um sog. ehrenamtliches bzw. bürgerschaftliches Engagement bemühen.

Ich sehe darin allerdings aber die Gefahr, dass bald zwischen den sozialnützlichen, weil ehrenamtlich arbeitenden Alten und den sozial unnützen, weil nur ihr Leben genießen wollenden Alten, unterschieden wird. Einem protestantischen Arbeitsethos verpflichteten Menschen fällt es schwer, nichts zu tun – oder gar Sinnloses, Zweckfreies zu tun.

Auch im Alter das Ideal propagieren, dass nur Tätigkeit, Überbeschäftigung und ein voller Terminkalender das Leben sinnvoll machen, ist genau das Gegenteil einer seniorenfreundlichen Gemeinde.

Ich bin also der Meinung, dass wir gerade in der Kirche mit ihrer vielfach gepredigten Kultur des Engagement und des sozialen Nutzens eine Kultur der zweckfreien Sinnsuche an die Seite stellen sollten. Ich glaube, das täte allen gut. Jungen Menschen genauso wie alten, aber auch denen, die in der Mitte des Lebens stehen und viele Lasten zu tragen haben.

Aus diesen Überlegungen möchte ich einige Konsequenzen für eine seniorenfreundliche Kirchengemeinde ziehen:

- Erkennen, dass das Alter einen Eigenwert und einen Stellenwert hat und dass etwas fehlt, wenn das von der älteren Generation nicht verwirklicht und nicht ins Ganze eingebracht wird.
- Ernstnehmen, dass es neben dem Engagement Räume und Zeiten der zweckfreien Sinnsuche braucht – mit dem Ziel des Zuendebringens des eigenen Lebens.
- Sich die Schwäche alter Menschen nicht vom Leib halten, sondern sie anerkennen. Es hat überhaupt keinen Wert, die nachlassenden körperlichen Kräfte zu negieren und das Bild eines lebenslang aktiven und fitten Menschen zu propagieren. Schwäche und Endlichkeit gehören zum Leben – auch im Leben einer Kirchengemeinde. Das heißt auch: Aushalten können, dass man gerade nicht viel hermacht – und dass vielleicht auch das Gemeindeleben nicht viel hermacht.
- Eine seniorenfreundliche Kirchengemeinde könnte mit der Selbstbegrenzung leben, müsste sich dem Diktat der Multioptionsgesellschaft nicht unterwerfen und könnte selbstbewusst, den einzelnen Tag zum Maßstab ihres Handelns machen. Das wäre das Stück Gelassenheit und das nötige Maß an Weisheit und an Klugheit, das es braucht, dass unser Herz Einsicht gewinnt und sich nicht hin- und herscheuchen lässt von dem, was andere von uns haben wollen – und das alles ohne jede Rechthaberei.